



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

††: Von der preußischen Grenze.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

seiner Väter abschwört, oder um sich eine Anstellung zu sichern, aber selbst hier fällt Jedermann ein Beispiel ein, bei dem man gewiß keinen Stein auf den Abgefallenen werfen wird. Winkelmann war, wie Goethe ganz richtig bemerkt, ein Heide; die christlichen Confessionen waren ihm ziemlich gleichgültig; dagegen war es ihm eine innere Nothwendigkeit, sich in die Kunstwelt Rom's zu vertiefen. Man forderte den Preis und man zahlte ihn.

Schlegels Uebertritt erscheint mir deshalb schlimmer als diese einzelnen Fälle, weil alle angegebenen Motive in seinem Gemüth durcheinander spielten und er nicht Manns genug war, Eines von dem Andern zu unterscheiden. Er vermiste das sinnliche Moment des Gottesdienstes; er fühlte die Unfähigkeit, eine neue Religion zu machen, wie er sich zuerst vorgenommen hatte, und suchte sich daher nach einer recht handfesten Autorität; er hatte sich durch die Zänkereien mit den Aufklärern so in seine Ideen hereingeredet, daß er zuletzt mitunter selber glaubte, er sei von Herzen Katholik; er brauchte endlich Geld und eine Stelle. Alle diese Motive spielten durcheinander, den Ausschlag gab das letzte. Bei einem solchen Durcheinander hört in der That auch das Mitleid auf. Der Ueberläufer zur katholischen Kirche und der Dichter der Lucinde sind genau die nämliche Person: Unfähigkeit einen Gedanken auszudenken, Unfähigkeit ein Gefühl auszuempfinden, Unfähigkeit etwas zu wollen, ohne zugleich das Gegentheil zu wollen, denn er hat sich nicht etwa aus freiem Entschluß als Katholiken bekannt, sondern die Zeitungen haben es sehr zu seinem Kummer ausgeplaudert, da er noch immer hoffte, Katholik und auch Nichtkatholik zugleich sein zu können; als das Schicksal dann gesprochen hatte, fügte er sich freilich. Das war das letzte Resultat der sogenannten romantischen Ironie. Julian Schmidt.

Von der preussischen Grenze.

Es ist nicht möglich, das Verhalten der englischen Blätter, nachdem der König wirklich nach Compiègne gereist ist, mit Stillschweigen zu übergehen. Zwar hat es nicht das mindeste Interesse, die bodenlose Erbärmlichkeit dieser

Presse im Einzelnen zu verfolgen, aber wir lernen daraus, wie man sich gegen England stellen muß, um in gutes Vernehmen mit ihm zu kommen.

Seit Jahren war es Dogma der preussischen Politik, daß nur eine englische Alliance möglich sei, eine Alliance gegen Frankreich.

Die englische Presse und mit ihr das englische Publicum von Lord Palmerston bis zum gemeinsten Karrenschieber herunter erkannten dies Factum dadurch an, daß sie Deutschland und namentlich Preußen als einen Staat darstellten, der ungefähr auf einer Höhe mit Neapel stehe, der hauptsächlich von den englischen Touristen lebe und zum Dank dafür dieselben ausplündere. Wenn von einer Alliance Englands mit Preußen die Rede ist, rief man uns zu, so halten wir unsere Taschen fest, weil man doch nur von uns betteln, oder uns bestehlen will. Tag aus, Tag ein wurde so in England geredet und die Furcht vor Napoleon hinter dem frechen Hochmuth gegen einen Staat versteckt, den man in der Tasche zu haben glaubte.

Nun kommen die beiden Monarchen zusammen, und plötzlich steigt Preußens Credit. Wir sind mit einem Male ein ganz ordentliches Volk, noch dazu stammverwandt; die Angelsachsen waren ja auch Preußen! und von einer andern Alliance kann gar nicht die Rede sein, als zwischen England und Preußen.

Den Grad unserer Verachtung auszusprechen, ist hier wol überflüssig, und würden keine Worte dafür ausreichen. Aber Preußen kann sich merken — und nicht bloß in Bezug auf England — daß es seine Alliancen nicht zu erbetteln, sondern zu erobern hat. Wenn die Staaten, deren Alliance zu gewinnen in Preußens Interesse liegt, zu der festen Ueberzeugung gelangen, daß sie zu wählen haben, ob Freund oder Feind? so werden viel unnöthige Worte gespart werden und die Lage der Dinge wird bald aufgeklärt sein.

Aber freilich müssen sie wissen, daß hinter den Worten Ernst liegt.

† †